
Ausschnitte aus dem Buch »Deutsche Kindheit in der Dobrudscha« von M. Monika Niermann

12. Nahrung für das Kind

12.1. Essen und Trinken

Sobald das Kind abgestillt war, und sich an das Essen von festen Speisen gewöhnt hatte, wurde für das Kind keine gesonderte Kost mehr zubereitet. Wenn besonders scharfgewürzte Speisen auf dem Tisch standen, gab es schon mal für die Kinder eine Milchspeise extra. Adolf Lück berichtet aus Cobadin, daß die Kinder keinen Wein trinken durften „Das war verboten. Wir haben Milch bekommen.“ Viktoria Gehres aus Cogealia berichtet hingegen: „Die Kinder, wenn sie etwas größer waren, haben auch schon Wein gekriegt, aber mit Wasser gemischt. Der hieß dann Gänsewein.“

Allgemein war es üblich, daß die kleinen Kinder Milch, Wasser, Tee, Milchkaffee oder auch Süßmost zu trinken bekamen. Der Milchkaffee, der zum Frühstück getrunken wurde, bestand aus Milch, Wasser, Kaffee und Zichorie. „Zichorie wurde mit aufgekocht in einem großen Topf und jeder konnte so viel trinken, wie er wollte“ (Anna Ternes, Caramurat). Aus Galati berichtet Josef Klein: „Die Kinder haben auch alle Wein getrunken. Da gab es keinen Unterschied. Egal, ob es ganz alte Leute waren oder ganz kleine Kinder, es wurde Wein getrunken, das hatte man sich so angewöhnt. Wenn nach dem Essen abgeräumt war, gab es ganz starken Mokka. Die Kinder bekamen auch welchen.“

Viktoria Gehres aus Cogealia erinnert sich: „Wenn wir Kinder Bohnenkaffee haben wollten, durften wir den trinken, aber wir haben meistens Milch getrunken. Wenn meine Schwester gemolken hat, dann haben wir schon mit der Tasse in der Hand dagestanden und haben kuhwarme Milch trinken wollen. Wenn meine Schwester gemerkt hat, daß wir ankamen, hat sie uns auch oft mit der Zitze von oben bis unten voll Milch gespritzt, aber wir sind nicht gewichen.“

Viktoria Zielinski erzählt, daß sie zu Hause in Braila viel Wasser getrunken haben. „Joghurt gab es bei uns auch, da gingen Joghurtverkäufer auf der Straße, und die hatten so zwei große Behälter mit Joghurt und trugen das dann auf dem Nacken, und die Schöpfkelle sah aus wie ein Tortenheber. Die riefen dann auf der Straße, wer Joghurt wolle, und wir haben ihn hin und wieder hereingebetet, und dann haben wir auch eine Schüssel Joghurt gekauft. Den haben wir als Nachtisch gegessen. Es gab da noch ein Getränk, die Braga, das haben die Türken verkauft. Die hatten eine Kanne, und darin war die Flüssigkeit und die schmeckte wie Brause. Sie war süß und kalt, und uns Kindern schmeckte es sehr gut. Der Bragaverkäufer ging auch auf der Straße und rief es aus, und man ging mit zwei Gläsern auf die Straße, oder er kam in den Hof hinein und verkaufte uns dann Braga. Wir haben uns im Sommer auch oft Quwas gemacht. Da wurde dann ganz viel Tee gekocht und der wurde in Einliterflaschen abgefüllt. Und dann kam darauf etwas Hefe und dann wurde die Flasche gut verschlossen. Es kamen auch ein paar Rosinen hinein. Wenn man so eine Flasche aufmachte, mußte man das sehr vorsichtig machen. Die Flaschen lagen im Keller, und nach ein paar Tagen wurde neuer Quwas gekocht. Quwas schmeckte uns sehr gut.“

Normalerweise bekamen Kinder dasselbe Essen wie die Erwachsenen. „Wir mußten auch alles essen, was auf dem Tisch stand. ‚Es wird in der Küche nichts hergestellt, was nicht schmeckt oder was man nicht essen kann,‘ sagte meine Mutter immer“ (Viktoria Zielinski, Braila). Die meisten Kinder aßen auch alle fetten, schweren und scharfgewürzten Speisen mit. „Es hatte keiner Beschwerden. Das Schweinefleisch konnte nicht fett genug sein. Der Speck mußte bis zu vier Finger dick sein. Der Speck wurde dann gebraten und mit Brot gegessen. Damals war der Speck nicht nur eine Beilage wie heute. Es kamen so fünf oder sechs Pfund Speck in die Pfanne. Da wurden rohe Kartoffeln und Zwiebeln draufgetan und zwei oder drei Tomaten. Dann wurde das Ganze in den Backofen geschoben und nach drei Stunden wieder rausgenommen. Das wurde dann mit richtigem Heißhunger gegessen. Das haben alle gern gegessen, auch die Kinder. Wir haben oft Frikadellen gemacht, aber unsere waren dreimal so groß wie die, die man heutzutage ißt. Wenn im Sommer die Türen offenstanden, konnte man schon riechen, was es gibt. Als Kinder sind wir dahin gegangen. Da wurden wir nicht erst gefragt, was wir wollten. Die Frau hat uns das gegeben, was sie zubereitete.

Wir sagten immer daß das besser als bei der Mutter schmeckt. Wem die Mutter dasselbe machte, haben wir das nicht gegessen. Wir sind auch auf die andere Straßenseite rübergegangen. Da haben vier Familien gewohnt. Wir waren wie Pech und Schwefel. Wenn es nach Fleischkuchen d.h. Frikadellen roch, haben wir uns immer besonders gefreut. Da wurden sechs bis acht Pfund Fleisch durch den Fleischwolf gedreht. Aber es ist nichts übriggeblieben“ (Josef Klein, Galati).

Es gab Speisen, die die Kinder besonders gern aßen. Für Viktoria Gehres aus Cogealia zählte dazu eindeutig Mamlik. „Wir Kinder haben uns immer gefreut, wenn es Mamlik gab. Wenn sich das am Topf abgesetzt hat an den Rändern, dann haben wir Kinder immer die Kruste gegessen. Wenn von Mamlik etwas übrigblieb, wurde es am nächsten Tag ganz fein geschnitten und in Fett geröstet. Dazu gab es dann Milch oder Kaffee zum Frühstück. Das schmeckte noch besser als der frischgekochte Mamlik. Es gab zum Frühstück auch Schweinegrieben, das war häufig im Winter, bevor es wärmer wurde. Meine Mutter hat dann die Grieben fein gemahlen und davon so kleine Brötchen gemacht. Das hat im Sommer sehr gut geschmeckt. Wir haben auch Sonnenblumenkerne gekaut. Im Winter hat meine Mutter dann eine große Pfanne genommen, und in der Stube wurde das in den Kachelofen geschoben und geröstet, und dann wurden Kerne geknackst. Das war sehr gesund. Im Winter haben wir auch oft Popcorn gemacht.“ Auch für die Kinder in Caramurat war Mais ein besonderes Essen oder eine leckere Zwischenmahlzeit. „Samstags haben wir meistens Bobscheu geknackst im Winter. Im Sommer war ja nicht die Zeit, da hat man Bobscheu gekocht, wenn es so weit war und am Kolben gegessen. Oder wenn die Kolben schon ein bißchen härter waren, hat man die Kerne vom Kolben abgeribbelt und im Kochtopf gekocht mit ein bißchen Salz und Zucker“ (Anna Ternes).

12.2. Süßigkeiten

Süßigkeiten waren für die meisten Kinder in der Dobrudscha etwas ganz besonderes. „Im Sommer in der Dreschzeit hat mein Vater uns auch eine Schachtel Halva geholt. Die gibt es mit Schokolade und Nüssen gemischt. Die gab es aber nur, wenn wir gut mithelfen haben“ (Viktoria Gehres, Cogealia). Wenn die Erwachsenen in der Stadt etwas zu besorgen hatten, wurde schon mal für die Kinder etwas an Süßigkeiten mitgebracht. „Die Tanten

aus Konstanz brachten manchmal eine Orange mit oder eine Tafel Schokolade. Die Tafel Schokolade mußten wir uns aber teilen. Für je zwei Kinder gab es eine Tafel Schokolade. Die mußten wir dann durchbrechen und untereinander aufteilen. So war das bei uns“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

„Wenn ich durfte, bin ich mit dem Vater nach Konstanz gefahren. Dort habe ich dann auch ‚Alwitze‘ bekommen, das konnte man so essen oder auch mit Brot. Das war der türkische Honig. Wenn mein Vater dann mal in der Stadt war, hat er uns auch Zuckerstene mitgebracht. Dann hat meine Mutter die in eine Schublade eingeschlossen und wir haben hin und wieder eins bekommen. Das hat geschmeckt. Die schönsten Zuckerstene hann ausgesiehn wie Stachelbeere, da hann ich mich immer drüber gefreut. Die hann mir so kritt, nicht wegen einer Leistung“ (Anna Ternes, Caramurat).

„An Süßigkeiten wurde nicht viel gekauft. Die Bonbons waren ja sehr teuer. Richtige Bonbons waren eine Seltenheit. Manchmal gingen wir am Sonntag zu Binders oder Rösners und haben dort türkischen Halva gemacht. Das war gerösteter Grieß mit Zucker und Honig. Man sticht kleine Stücke ab, legt sie auf einen Teller und streut Puderzucker drüber. Türkischen Halva zu machen, war unser einziges Sonntagsvergnügen“ (Albert Stillen Fachria).

Auch für die dobrudschadeutschen Kinder, die in der Stadt aufwachsen, wurden nur wenige Süßigkeiten besorgt. „Wenn wir mal in der Stadt einkaufen waren und in die Konditorei gingen, bekamen wir dort einen Eisbecher. Die hatten dort verschiedene Sorten, Vanilleeis, Schokoladeneis, Zitroneneis und Pistazieneis. Das war immer ein Fest für uns. Es gab in der Stadt auch Bonbons zu kaufen, und auf der Straße gab es Stände, an denen man Bonbons kaufen konnte, aber unsere Eltern wollten es nicht gerne, wenn wir dort Bonbons gekauft haben, wegen der Hygiene“ (Viktoria Zielinski, Braila). Die Erwachsenen versuchten auch, die Kinder zu überzeugen, daß Süßigkeiten nicht gesund seien. „Ihr kriegt davon Würmer im Bauch,‘ wurde uns gesagt“ (Gerlinde Stiller, Sofular).

Weil die Kinder das Jahr hindurch nur selten Süßigkeiten bekamen, freuten sie sich um so mehr auf die Weihnachtszeit, weil für diese Zeit zumeist für die Kinder reichlich Süßigkeiten eingekauft wurden. „Die Süßigkeiten wurden eingeschlossen, die waren versteckt. Die haben wir nicht gesehen, aber wir wußten, daß viele

Dinge eingekauft worden waren“ (Anna Ternes, Caramurat).

„Zu Weihnachten bekamen wir auch Kleidung geschenkt, aber dafür haben wir uns nicht besonders interessiert. Wir interessierten uns mehr für das Gebäck und die süßen Sachen, die es sonst das ganze Jahr über nicht gegeben hat“ (Adolf Lück, Cobadin).

Zu Weihnachten und zum Neujahr bekamen die Kinder nicht nur von den Eltern, sondern auch von den verheirateten Geschwistern, Nachbarsleuten, Taufpaten und Verwandten Süßigkeiten, wenn man zu Weihnachten und zum Silvestermorgen das Fest anwünschte und ein Lied dazu sang. „Da ist jeder allein gegangen, denn jeder wollte doch seine Sachen alleine haben. Das hat man in ein Taschentuch oder in ein Säckchen getan, und zu Hause habe ich meins dann versteckt, im Bett oder im Schrank, irgendwo. Es war gut versteckt, aber mein Bruder, der Toni, der hat alles gefunden und es aufgegessen. Das war ein Geschrei“ (Anna Ternes, Caramurat).

12.3. Tisch- und Essensordnung

Bei den dobrudschadeutschen Familien war es allgemein üblich, daß möglichst die ganze Familie gemeinsam die Mahlzeit einnahm (Abb. 15). Zum Essen zählte allenthalben auch das Tischgebet. „Vor jeder Mahlzeit wurde gebetet. Als mein Großvater noch lebte, hat er vorgebetet, dann später meine Tante Elsa oder ich abwechselnd. Nach dem Essen haben wir dann auch nochmal gebetet und uns bei dem Herrn Jesu für die Mahlzeit bedankt. Man war nicht unbedingt streng fromm, aber das mußte so sein. Das gehörte einfach zu unserem Leben“ (Gerlinde Stiller, Sofular). Viktoria Zielinski berichtet aus Braila: „Wir haben immer vor dem Tisch gebetet und zwar im Stehen, oder wir haben uns hingekniet. Dann wurde gegessen, und es wurde sich auch bei Tisch unterhalten.“

Aus Caramurat erzählt Anna Ternes, „wurde vor dem Essen und nach dem Essen immer gebetet. Der Vater hat immer gebetet, er hat dann das Kreuz gemacht und wir haben dann alle zusammen das ‚Vaterunser‘ und ‚Gegrüßet seist du Maria‘ gebetet. Am Tisch wurde nicht gesprochen, es wurde gebetet, gegessen, und wieder gebetet und dann ist jeder seinen Weg gegangen. Es ging nicht immer daß alle zusammen gegessen haben, besonders im Sommer. Am Tisch wurde gegessen und nicht geredet. Es ist wohl gesagt worden wenn man was vom Tisch brauchte anson-

sten nichts. Mein Vater hat gesagt ‚Am Tisch wird nicht erzählt, jetzt wird gegessen.‘ Es wurde auch nicht gelacht, und ich hab immer so gern gelacht und gesungen. Dann saß ich mal am Tisch zum Essen, und die Suppenschüssel stand in der Mitt. Der Schöpflöffel war noch in der Schüssel, und ich wollte mir noch Suppe aufschöpfen. Mein Vater saß dort, und die Schüssel stand vor ihm. Ich will den Schöpflöffel rausnehmen und da hau ich ihm den Schöpflöffel an die Nase. Er springt auf und guckt mich an, und ich konnte mich vor Lachen nicht halten und dachte, jetzt gibts gleich welche. Er hat aber nichts gesagt und ich mußte so lachen. Er war ja so streng. Die anderen am Tisch haben dann auch noch mitgelacht.“

Die Sitz- oder Tischordnung wurde in den Familien unterschiedlich gehandhabt. „Bei uns hat das Personal mit am Tisch gesessen. Wir waren ja eine sehr große Familie und wir Kinder mußten an einem Extratisch sitzen, und zwar so lange, bis man aus der Schule kam, und die Eltern haben mit den Erwachsenen an einem anderen Tisch gesessen. Wir haben aber alle das Gleiche bekommen zu essen, wie die anderen auch. Es wurde aber nicht beim Essen gesprochen. Der Vater saß am Kopf des Tisches und die Mutter links von ihm, und dann wurde der Tagesplan besprochen für den nächsten Tag. Wir saßen dann an dem kleinen Tisch, meine zwei Brüder, meine Schwester und ich. Der Gottlieb, mein Bruder, der war immer so rabiat und hat uns immer geschubst mit dem Ellenbogen oder unter dem Tisch, und wir sind dann etwas laut geworden, und da hat der Vater mit dem Löffel dreimal an den Teller geklopft, und dann konnte man die Stecknadel im Heuhaufen hören, so ruhig waren wir. Wir durften uns nur normal unterhalten, aber nicht laut. Mein Vater hat dann mit den Knechten und Mägden den Tagesplan besprochen, und wenn einer eine Idee hatte, konnte er sie auch anbringen. Wir hatten auch eine Sitzordnung. Mein Vater saß am Kopf vom Tisch, dann der ältere Bruder und meine ältere Schwester und dann die Knechte und Mägde“ (Viktoria Gehres, Cogealia).

Im Elternhaus von Anna Ternes in Caramurat hingegen saßen alle gemeinsam an einem langen Tisch: „Der Vater hat immer auf demselben Platz gesessen, aber wir haben uns dahin gesetzt, wo Platz war. Es gab keine bestimmte Sitzordnung.“

Im Stadthaushalt in Braila, in dem Viktoria Zielinski aufwuchs, bekam das Personal zwar die gleichen Speisen zu essen, aber das Personal nahm die Speisen in der Küche ein. „Als wir kleiner waren, hat meine Mutter uns aufgefüllt, und als wir später größer waren, haben wir uns selbst das Essen aufgetan. Zuerst hat der Vater etwas bekommen und dann wir Kinder. Mein Vater hat vor dem Tisch gesessen, und ich saß dann an der Seite und daneben meine Mutter und dann Willi und auf der anderen Seite Paul und Emanuel. Wenn Besuch kam, konnte man den Tisch ganz groß ausziehen, so daß zwölf und mehr Personen daran sitzen konnten.“